

Willenshandlungen

Zur Natur und Kultur
der Selbststeuerung

Herausgegeben

von Tillmann Vierkant

suhrkamp taschenbuch

wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1859

Gibt es Willenshandlungen, ja, gibt es überhaupt den Willen? Das ist gegenwärtig eine der meistdiskutierten Fragen. Dieses Buch bietet einen idealen Einstieg in die Beschäftigung mit einem der großen Rätsel der Menschheit. Es gibt nicht nur eine kompetente Einführung in die philosophischen Auseinandersetzungen mit der Frage der Willensfreiheit, sondern gewährt auch einen Einblick in die kognitionswissenschaftliche Forschung zu Willenshandlungen sowie eine soziologische Analyse des Willensbegriffs in seiner geschichtlichen und zeitgeschichtlichen Dimension. Erstmals wird hier der Versuch unternommen, die Frage der Willenshandlung interdisziplinär anzugehen und Antworten höchst unterschiedlicher Fachbereiche zu sammeln. Experten aus Philosophie, Kognitionswissenschaft und Soziologie haben gemeinsam versucht, auf die Frage der Willenshandlung eine Antwort zu geben, die dem *state of the art* der Forschung entspricht.

Die Autoren dieses Bandes sind: Wolfgang Prinz, Thomas Goschke, Katrin Linser, Juliane Wendt-Kürschner (Psychologie), Thomas Splett, Tillmann Vierkant, Bettina Walde (Philosophie) und Sabine Maasen, Stefanie Duttweiler, Barbara Sutter (Wissenssoziologie).

Der Herausgeber Tillmann Vierkant ist als Lecturer der Philosophie an der Universität von Edinburgh tätig.

Willenshandlungen

*Zur Natur und Kultur
der Selbststeuerung*

Herausgegeben
von Tillmann Vierkant

Suhrkamp

Die redaktionelle Bearbeitung wurde mit Mitteln
der AHRC (Refnr.: AH/E511139/1) im Rahmen des
EUROCORES Programms Consciousness in a Natural and
Cultural Context (Teilprojekt Contact) durchgeführt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1859

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29459-8

Inhalt

Vorwort.....	7
I. Wille und Ziel oder ist willentliches Handeln dasselbe wie zielorientiertes Handeln?	14
II. Wille und Bewusstsein oder kann Bewusstsein Verhalten verursachen?	40
III. Wille und Determinismus oder wäre die Wahrheit des Determinismus mit der Willensfreiheit vereinbar? ..	67
IV. Wille und Selbst oder wer oder was ist eigentlich das Selbst in »selbstbestimmt«?	88
V. Wille und Ontologie oder gibt es den Willen wirklich?	108
VI. Wille und Gesellschaft oder ist der Wille ein soziales Phänomen?	136
Epilog: Öffentliche Deliberationen über Hirne, ihre Träger und deren Gesellschaft. Ein wissenssoziologischer Blick auf die Debatte um den Willen	170
<i>Literatur</i>	191
<i>Zu den Autoren</i>	206
<i>Personen- und Sachregister</i>	208

Vorwort¹

Unser Buch kommt zu einer Zeit, in der die Fragen, mit denen wir uns beschäftigt haben, so aktuell sind wie schon lange nicht mehr. Die Feuilletons der überregionalen Zeitungen sind voll von Beiträgen zu einer Debatte über den Willen und seine Freiheit. Kognitionswissenschaftler demonstrieren, dass es Willensfreiheit nicht gibt, und Philosophen versuchen mit ihren Mitteln, die Idee vom freien Willen vor den Hirnforschern zu retten. Nicht selten beschwören sie dabei die Gefahren, die für den Fall drohen, dass diese Rettung nicht gelingen sollte. Es droht dann nämlich, so scheint es jedenfalls, nicht weniger als der Verlust unseres Selbstverständnisses als für unser Handeln verantwortliche Personen.

Die Debatte dreht sich im Kreis und kann kein Ende finden. Sie fängt damit an, dass Hirnforscher behaupten, dass es Willensfreiheit schon deshalb gar nicht geben kann, weil die Gehirne, die unser Denken und Handeln hervorbringen, deterministische Maschinen sind. Philosophen und Rechtsgelehrte diagnostizieren dann in dieser Argumentation einen Kategorienfehler: Der Ort der Freiheit müsse im Reich mentaler Gründe gesucht werden und nicht im Reich physischer Ursachen. Und in diesem Reich sei Freiheit nichts anderes als die Wirksamkeit vernünftiger Gründe. Das wiederum – so die Hirnforscher – helfe überhaupt nicht weiter, weil Gründe nur dann und dadurch verhaltenswirksam werden können, wenn bzw. dass sie durch Hirnprozesse mit kausaler Wirkung repräsentiert sind – ergo deterministisch und nicht frei – usw.

Beobachtet wird dieser Schlagabtausch dann von einem stauenden Publikum, das sich in Leserbriefen artikuliert. Denn jeder, der willentlich agiert, kann sich als Experte in Willens- und Freiheitsangelegenheiten fühlen. Und oft ist diese Expertise mit einer Evidenz und Gewissheit ausgestattet, die dazu führt, dass sie sich kaum von philosophischen Argumenten und schon gar nicht von neurowissenschaftlichen Tatsachen beeindrucken lässt: Was immer Philosophie und Wissenschaft zum Willen und seiner Freiheit zu sagen haben – in der Konfrontation mit den einschlä-

1 Verantwortlicher Autor für das Vorwort ist Tillmann Vierkant.

gigen Intuitionen von Subjektivitätsexperten haben sie kaum eine Chance.

In dem vorliegenden Buch sollen neue Perspektiven erschlossen werden, die auch die Debatte im Feuilleton nüchterner werden lassen könnten. Die Autoren haben drei Jahre zusammen in einem von der VolkswagenStiftung geförderten interdisziplinären Projekt über Willenshandlungen geforscht. Die große Herausforderung dieses Projekts, eine Verständigung zwischen so unterschiedlichen Disziplinen wie Psychologie, Soziologie und Philosophie, ist nun zu einer seiner wichtigsten Stärken geworden. Die intensiven Diskussionen der vergangenen Jahre innerhalb des Projekts und auf unseren zahlreichen interdisziplinären Tagungen haben es uns ermöglicht, besser zu verstehen, warum so viele Autoren in der Debatte höchst aufgeregt aneinander vorbeidiskutieren. Denn bisher machte sich kaum jemand die Mühe, die disziplinären Grenzen wirklich zu überschreiten. Zwar kritisiert die Kognitionswissenschaft den verbreiteten impliziten Cartesianismus in den Geistes- und Sozialwissenschaften, und die Geisteswissenschaften geißeln zwar die oft naiven und allzu simplen Argumentationen in den Neurowissenschaften, aber diese Blicke über die Fächergrenzen gehen meist damit einher, dass die jeweils fremde Disziplin an den eigenen Denkstrukturen gemessen wird – mit vorhersehbarem negativem Ergebnis.

Im Gegensatz dazu haben wir versucht, mit der Interdisziplinarität Ernst zu machen. Das schlägt sich in der Struktur des vorliegenden Buchs nieder. Der Schwerpunkt liegt auf der Erörterung von *sechs Schlüsselfragen*, die quer zu den disziplinären Grenzen liegen. Wir sind davon überzeugt, dass es uns in der Erörterung dieser Fragen zumindest streckenweise gelungen ist, das übliche Nebeneinander der Disziplinen aufzubrechen. Dabei haben wir die erfreuliche Erfahrung gemacht, dass sich neue und fruchtbare Gemeinsamkeiten ergeben können und dass auch Differenzen innerhalb der Disziplinen auftauchen, die bei der üblichen Einteilung in Denkschulen und akademischen Fächern übersehen worden wären. Die niedergeschriebene Version dieser Fragen ist für uns zu einer Art Willensfibel geworden: Ein Text, der es Forschern aller Disziplinen und interessierten Laien erlaubt, einen Zugang zu den wichtigsten Fragen des Willenschemas zu finden.

Der Begriff des Willens kann auf zwei verschiedene Phänomene

angewandt werden; diese zentrale Einsicht zieht sich wie ein roter Faden durch alle Fragen. Willentlichkeit ist nicht nur eine Funktion von bestimmten kognitiven Systemen. Von Willentlichkeit kann zu Recht gesprochen werden, wenn ein Organismus ein bestimmtes komplexes System kognitiver Funktionen zur Verhaltenssteuerung besitzt, aber auch dann, wenn Menschen sich gegenseitig in der sozialen Praxis Willentlichkeit zuschreiben. In zugespitzter Form könnte man sogar die Auffassung vertreten, die Realität des Willens bestehe allein darin, dass er als soziales Konstrukt zwar konstitutiv für soziale Praktiken der Verantwortungszuschreibung und gesellschaftliche Institutionen wie die Rechtsprechung sein mag, aber nicht in einem naturalistischen Sinn eine Entsprechung auf der Ebene kognitiver und neuronaler verhaltensdeterminierender Prozesse hat. In der Tat haben unsere diskursanalytischen Untersuchungen der Ratgeberliteratur aus den 1920er und 1990er Jahren gezeigt, dass es zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche gesellschaftliche Praktiken der Bildung und Erziehung des Willens gibt, die sich in soziohistorisch spezifischen Konzeptionen der Selbstführung manifestieren. So lassen unsere Analysen eine Entwicklung von einem beharrlich auf ein Ziel gerichteten und mit einem »starken Willen« ausgestatteten Selbst der 1920er Jahre zu einem sich flexibel den inneren und äußeren Umständen anpassenden Selbst in den 1990er Jahren erkennen. Dem entsprechen jeweils unterschiedliche Vorstellungen vom Willen: einerseits als eine innere Kraft, die einen befähigt, beharrlich bei einer Sache zu bleiben und dabei Ablenkungen und Versuchungen zu widerstehen; andererseits als Fähigkeit zur flexiblen Anpassung an wechselnde Ziele und zum »Selbstmanagement«. Die soziohistorische Wandelbarkeit der Vorstellungen vom Willen wirft die Frage auf, in welcher Beziehung der Wille als Gegenstand wissenssoziologischer Untersuchungen zum Willensbegriff in der Psychologie und Neurowissenschaften steht. Eine mögliche Auffassung wäre die, dass der Wille als Gegenstand wissenssoziologischer Analysen weitgehend unabhängig vom Willen als Gegenstand psychologischer Theorien ist: Während sich Letztere mit den kognitiven Mechanismen befassen, die der Steuerung zielgerichteten Verhaltens zugrunde liegen, hätten es Erstere mit den in einer bestimmten Gesellschaft vorherrschenden *Vorstellungen* vom Willen zu tun. Beide Analyseebenen stünden dann in einem ähnlichen Verhältnis zueinander wie die

Quantenmechanik zur so genannten *folk physics*. Auch wenn man sich dieser Sichtweise anschließen würde, folgte daraus nicht, dass es sich beim Willen – als Bestandteil einer sozial konstituierten Alltagspsychologie – um ein reines Epiphänomen handelt. Vielmehr sind sozial konstituierte (implizite oder explizite) Überzeugungen darüber, ob Menschen mit einem freien Willen ausgestattet sind oder nicht, ihrerseits kausal wirksam und beeinflussen das Verhalten von Individuen. Insofern war es ein wichtiges Anliegen unserer wissenssoziologischen Analysen, herauszuarbeiten, wie eine sozial vermittelte Alltagspsychologie des Willens zu einem wichtigen gesellschaftlichen Regulativ wird, das nicht nur bestimmt, ob und in welcher Weise Menschen sich wechselseitig Verantwortung zuschreiben, sondern das bis zu einem gewissen Grad sogar konstitutiv für eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung ist, in der Individuen nicht nur die Freiheit, sondern auch die Verpflichtung »zugemutet« wird, sich, ihre Ziele und ihr Leben als autonome Agenten zu organisieren (statt dies beispielsweise sozialen Institutionen oder Traditionen zu überantworten). Die *gesellschaftliche Funktion* des Willens, verantwortliche Individuen zu erzeugen, wäre aus dieser Perspektive ein *Effekt* genau solcher gesellschaftlicher Praktiken, die den Willen zum Vehikel der Selbst- und Fremdführung machen.

Die Rückwirkung von der suprapersonal-sozialen auf die subpersonale Analyseebene kann allerdings möglicherweise noch enger – und in gewissem Sinn radikaler – gedacht werden. So wäre es denkbar, dass soziale Diskurse und Praktiken nicht nur vermittels von Alltagstheorien über den Willen das Verhalten von Individuen beeinflussen, sondern dass sie möglicherweise bis auf die Ebene der kognitiven und neuronalen Mechanismen der Handlungssteuerung selbst zurückwirken und diese in ihrer Funktionsweise verändern. Die Frage ist also, ob soziale Diskurse, Praktiken und Sozialisationsprozesse lediglich die kognitive »Software« (d. h. die Alltagstheorien und Überzeugungssysteme von Personen) beeinflussen, oder ob sie die »Hardware« selbst (d. h. die funktionale Architektur und die Mechanismen der Handlungssteuerung) verändern. Dass die letztgenannte Möglichkeit ernster zu nehmen ist, als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag, zeigen etwa neuere empirische Untersuchungen, in denen teilweise erstaunliche interkulturelle Unterschiede selbst in relativ basalen Wahrnehmungs- und Gedächtnisprozessen nachgewiesen werden konnten.

Auf jeden Fall wird allein durch diesen Zuschreibungsprozess die soziale Form von Willentlichkeit – gleich anderen sozialen Praktiken – zu einer kausal wirksamen Realität des Lebens, so dass die soziale Institution »Wille« auch auf der individuellen psychologischen Ebene keineswegs als Epiphänomen oder gar Illusion verstanden werden kann. Vermutlich würde es auch im Feuilleton wesentlich unspektakulärer zugehen, wenn die Diskussionsteilnehmer immer klarmachten, von welcher dieser beiden Funktionen sie gerade sprechen.

Allerdings bleibt trotz dieser Unterscheidung noch Raum für unterschiedliche Meinungen – auch das haben wir im Projekt erfahren. Denn man kann durchaus unterschiedlicher Auffassung darüber sein, welche der beiden Verwendungen den Kern des Willensbegriffs besser beschreibt. Ebenso kann man die Ansicht vertreten, dass beide Verwendungen für ein angemessenes Verständnis von Willentlichkeit essenziell sind. Weiterhin kann man unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob sich der wesentliche Kern der sozialen Beschreibung in eine kognitive Beschreibung übersetzen lässt oder ob hier eine strikte Inkommensurabilität zwischen den Beschreibungsebenen besteht.

Dieses Buch gibt dabei keine dogmatischen Antworten, sondern soll ganz im Sinne der Fibelmetapher ein Werkzeug zum besseren Verständnis der Debatte sein. Es soll deutlich werden, dass die Debatte sich bei allen Missverständnissen um einen Kern dreht, der aus einem soliden philosophischen, kognitionswissenschaftlichen und nicht zuletzt alltagspsychologischen Rätsel besteht. Die Willensfibel hilft mit diesem Rätsel kompetent umzugehen, aber sie will nicht den Spaß am Rätseln mit vorgefertigten Schemaantworten verderben.

Die Schlüsselfragen im Einzelnen:

Die Willensfibel bietet einen umfassenden Einstieg in die Willensproblematik, aber natürlich lässt sie sich auch dazu benutzen, um sich gezielt Information zu einem Aspekt der Willensproblematik zu verschaffen. In diesem Fall bietet es sich an, direkt bei der relevanten Schlüsselfrage zu beginnen. Die Kapitel lassen sich unabhängig voneinander lesen, auch wenn sie aufeinander verweisen und der Gesamthintergrund immer präsent ist.

Schon bei der *ersten Schlüsselfrage* ist das Gesamtthema deutlich greifbar. Hier gehen wir der Beziehung von Willentlichkeit und Ziel

nach. Der Wille verfolgt Ziele – aber was heißt das? Auch Amöben verfolgen in einem gewissen Sinn Ziele, doch schreiben wir ihnen keinen Willen zu. Wir erklären die verschiedenen Ebenen des Begriffs »Ziel« in den Kognitionswissenschaften. Denn erst ein klares Verständnis dieses Begriffs ermöglicht es überhaupt zu verstehen, wie weit der alltagsprachliche Begriff des willentlichen Handelns mit kognitionswissenschaftlichen Entitäten überlappt.

Auch mit der *zweiten Schlüsselfrage* bleiben wir im Bereich der Kognitionswissenschaft. Bei aller Diskussion um die Willensfreiheit spielt das Bewusstsein immer eine zentrale Rolle. In diesem Kapitel sichten wir die empirische Evidenz zur Rolle des Bewusstseins bei der Ausführung von Willenshandlungen. Diese zeigt zunehmend, dass sowohl die Ausführung intentionaler Handlungen wie auch das Willenserleben von unbewussten Mechanismen abhängig sind. Aus diesen Befunden ziehen wir aber nicht den Schluss, dass das bewusste Willenserleben epiphänomenal sei, sondern bieten verschiedene Konzepte an, wie die kausale Wirksamkeit des bewussten Willenserlebens gedacht werden könnte.

Mit der *dritten Frage* nähern wir uns dann dem philosophischen Problem der Willensfreiheit. Auch hier scheint es angebracht, erst einmal einen der zentralen Begriffe der Diskussion zu durchleuchten, bevor er (in aufgeregten Diskussionen) zu Verwirrungen führt. Determinismus wird von vielen als der Gegenpol zur Freiheit verstanden. In diesem Kapitel erläutern wir, was mit dem Begriff gemeint sein kann, und kommen zu dem für viele Nichtphilosophen vielleicht überraschenden Schluss, dass der Determinismus durchaus vereinbar mit der Willensfreiheit sein könnte.

Die *vierte Frage* setzt sich mit der Beziehung von Selbst und Wille auseinander. Willentliches Handeln ist im Idealfall autonomes oder selbstbestimmtes Handeln. Aber was heißt es eigentlich, »selbstbestimmt« zu handeln? Wir gehen hier zwei klassischen Antworten nach, die man auf diese Frage geben könnte, und erforschen die Bedeutung der Autonomie für die Moral.

Die *fünfte Frage* zielt auf den ontologischen Status der Willentlichkeit. Ist der Wille eine materiale Instanz oder doch eher eine kognitive Illusion? Wir argumentieren, dass die Illusionsthese durchaus ihre Berechtigung hat, zumindest solange sie dazu dient, das noch immer einflussreiche cartesische Bild der Willentlichkeit zurückzuweisen. Doch setzen wir andere Akzente. Ob Willentlich-

keit hauptsächlich eine kognitive oder soziale Funktion ist, darüber kann man sich streiten, aber eine Illusion ist der Wille nur dann, wenn das falsche Vokabular auf der falschen Ebene verwandt wird

Mit der sechsten und letzten Frage schneiden wir ein bisher noch sehr wenig diskutiertes, aber höchst bedeutsames Thema für die Willentlichkeitsdebatte an. Wir erforschen hier die soziale Dimension von Willentlichkeit und untersuchen dazu drei Varianten des derzeit boomenden Ratgebergenres: Glück, Selbstmanagement, bürgerschaftliches Engagement. Aus soziologischer Perspektive fragen wir nach den verschiedenen Dimensionen der Idee des Willens als Regulativ.

Den Abschluss des Buches bildet ein Blick auf die Debatte aus der Metaperspektive. Nicht nur der Wille ist ein faszinierendes Phänomen; die Debatte um ihn ist mindestens ebenso interessant. Warum wird sie mit solcher Verbissenheit geführt? Was sind die forschungspolitischen Hintergründe? Dies sind die Fragen, die jeder der das unübersichtliche Terrain der Willensforschung betritt, im Handgepäck haben sollte, genauso wie diese Fibel.

Unser Dank gilt der VolkswagenStiftung, ohne deren großzügige Unterstützung die intensive interdisziplinäre Zusammenarbeit der Autorengruppe, die zum Entstehen dieses Buches geführt hat, nicht möglich gewesen wäre.

I. Wille und Ziel

oder ist willentliches Handeln dasselbe wie zielorientiertes Handeln?¹

Der Wille verfolgt Ziele. Ziele zu haben und zu verfolgen ist für willentliches Handeln geradezu konstitutiv: *kein Wille ohne Ziel*. Das klingt einfach und einprägsam, aber in Wahrheit sind die Verhältnisse doch komplizierter. Denn die Umkehrung – *kein Ziel ohne Wille* – gilt nicht. Sie gilt deshalb nicht, weil es Formen zielgerichteten Verhaltens von Personen, Tieren oder auch technischen Systemen zu geben scheint, die nicht an so etwas wie einen Willen gebunden sind. Die Zahl der Fälle, in denen wir von zielgerichtetem Verhalten reden, ist also deutlich größer als die Zahl der Fälle, in denen wir vom Willen und von willentlichem Handeln reden.

Deshalb wenden wir uns zuerst der Frage zu, wie die Rede über Ziele in verschiedenen Kontexten zu verstehen ist (Abschn. 1). Wie lässt sich die spezielle Rede über Ziele im Kontext von willentlichem Handeln abgrenzen von der allgemeineren Rede über Ziele im Kontext von Verhaltensweisen, denen wir Willentlichkeit nicht zuschreiben? Die Antwort auf diese Frage wird nicht einfach und vor allem nicht eindeutig sein. Denn beides – Zielgerichtetheit und Willentlichkeit – sind Eigenschaften, die wir Personen, Tieren oder Systemen *zuschreiben*, und zwar nach Kriterien, die sich nicht immer eindeutig explizieren lassen. Für die Beantwortung der Frage wird es zunächst nützlich sein, zwischen einer beschreibenden und einer erklärenden Zuschreibung von Zielgerichtetheit zu unterscheiden. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung können wir dann das Verhältnis von Zielgerichtetheit und Willentlichkeit genauer bestimmen: Willentlichkeit diagnostizieren wir intuitiv dann, wenn wir auf Handlungen treffen, die sich auf explizite Zielrepräsentationen zurückführen lassen. Mit anderen Worten: Das Konzept des Willens beruht auf der Idee der Erklärung von Handlungen durch deklarative Zielrepräsentationen. *Niemand kann wollen, ohne etwas Bestimmtes zu wollen*.

Daraus resultiert die Frage, was es bedeutet, *Handlungsziele zu*

1 Verantwortlicher Autor dieses Kapitels ist Wolfgang Prinz.

haben (Abschn. 2). Was für Ziele gibt es, wie können wir sie einteilen, und wie weit ist ihre Wirksamkeit an Bewusstsein gebunden? Und ferner: Woher stammen die Ziele, die wir haben? Wie weit erzeugen wir sie selbst, und wie weit übernehmen wir sie aus unserer sozialen Umgebung? Und wer oder was bestimmt die Ziele, die Personen sich zu eigen machen, oder auch die Prozeduren, in denen Personen sich auf Handlungsziele verpflichten.

Schließlich untersuchen wir, was es bedeutet, *Handlungsziele zu verfolgen* – d. h. was es heißt, Handlungsziele in entsprechende Handlungen umzusetzen (Abschn. 3). Die Fragen, die wir hier untersuchen, betreffen die Mechanik und Dynamik des Wollens. Die Volitionsmechanik untersucht, wie es zur Auswahl von Handlungen kommt, wenn Handlungsziele vorgegeben sind. Die Volitionsdynamik untersucht dagegen, wie einmal ausgewählte Handlungen gegen konkurrierende Handlungstendenzen abgeschirmt und gegen äußere Widerstände durchgesetzt werden.

Ganz zum Schluss greifen wir eine theoretische Frage noch einmal auf, die sich durch das gesamte Kapitel zieht (Abschn. 4): Wie sollen wir die Beziehung zwischen den beiden Vokabularen verstehen, in denen sich willentliches Handeln beschreiben lässt: dem intentionalen Vokabular, das von personalen Vorgängen spricht, und dem funktionalen Vokabular, das über subpersonale Prozesse redet? Die Antwort (die wir andeuten) vermutet, dass beide Vokabulare von unterschiedlichen Dingen sprechen: zum einen von Prozessen der subpersonalen Volitionsmaschinerie und zum anderen von der Wahrnehmung und Interpretation dieser Prozesse als personalen Willenshandlungen.

1. Ziele

Einen Zielbegriff, der sich für die Analyse willentlichen Handelns eignet, müssen wir also in Abgrenzung gegen andere – nämlich weitere – Verwendungen dieses Begriffs entwickeln. Bereits die Alltagssprache bietet uns ein erstaunliches Allerlei von Zielen und Zielbegriffen. Erstaunlich ist diese Vielfalt deshalb, weil sie im praktischen Sprachgebrauch ganz unbemerkt bleibt. Was in kommunikativer Praxis funktioniert, erscheint in theoretischer Reflexion mehrdeutig und verwirrend.

Solche Mehrdeutigkeiten entstehen nicht zuletzt dadurch, dass wir von Zielen in zwei unterschiedlichen Kontexten sprechen: zum einen im Kontext der *Beschreibung* und zum anderen im Kontext der *Erklärung* von Verhalten.

Beschreibungsbegriffe

Betrachten wir zunächst die Beschreibung von Zielen. Ziele finden wir einerseits in der Außenwelt vor, andererseits aber auch im Verhalten von Lebewesen und dem eigenen Erleben.

Ziele in der Welt: Zunächst können mit Zielen Sachverhalte in der Welt gemeint sein. Ziele können nämlich Orte, Dinge oder Ereignisse in der Welt sein – und zwar solche, deren Erreichen, Herstellen, Besitzen etc. irgendein Mensch, ein Tier oder auch ein technisches System anstrebt. Zielcharakter gewinnen diese Sachverhalte also dadurch, dass es Lebewesen oder Systeme gibt, deren Tätigkeit darauf ausgerichtet ist, sie herbeizuführen. In diesem Sinne ist etwa der Heimatschlag das Ziel der Brieftaube, und die Marathonstrecke endet an der Ziellinie, über der oft sogar ein Band errichtet ist, das die Inschrift »Ziel« trägt.

Ziele im Verhalten: Von Systemen, deren Tätigkeit auf das Erreichen bestimmter Zielzustände (in der Welt) ausgerichtet ist, sagen wir, dass sie sich zielgerichtet verhalten. Im weiteren Sinne schreiben wir zielgerichtetes Verhalten aber nicht nur Brieftauben und Marathonläufern zu, sondern auch Pflanzen, die zum Licht streben, oder sogar Klimaanlage, die die Raumtemperatur konstant halten. Der Zielbegriff, den wir dabei verwenden, dient zunächst nur der Verhaltensbeschreibung. Er hilft uns, das Verhalten dieser Systeme ökonomisch zu beschreiben. Zielgerichtetes Verhalten diagnostizieren wir nämlich immer dann, wenn wir beobachten, dass Systeme verschiedene Aktivitäten aus dem Repertoire ihrer Verhaltensmöglichkeiten so lange durchspielen, bis ein bestimmter Zustand eintritt. Zielgerichtetes Verhalten ist also gewissermaßen am Ende der Verhaltenssequenz verankert. Die anfänglichen Glieder verstehen wir als *Mittel*, die auf das Erreichen eines am Ende stehenden *Ziels* hin organisiert sind.

Derartige Vorgänge können wir nur schwer in einer Sprache beschreiben, die implizite oder explizite Zielbegriffe vermeidet. Z. B. können wir das Verhalten einer Katze, die in einem Käfig

eingesperrt ist, kaum anders beschreiben, als dass wir sagen, dass sie versucht, dem Käfig zu entkommen und dass sie alles Mögliche unternimmt, um dieses Ziel zu erreichen. Würde man mehrere Katzen in der gleichen Situation beobachten, würde man sehen, dass das Ziel, das sie am Ende erreichen, immer das gleiche ist, während die Mittel, die sie ausprobieren, ganz unterschiedlich sein können. Zielgerichtete Verhaltenssequenzen sind also dadurch charakterisiert, dass die Variabilität in ihren frühen Segmenten größer ist als in ihrem finalen Abschnitt: Flexibilität in den Mitteln, Konstanz im Ziel.

Ziele im Erleben: Über Ziele reden wir aber nicht nur in dem Vokabular, das uns zur Beschreibung des Verhaltens von Systemen, Lebewesen und anderen Personen zur Verfügung steht, sondern auch in dem intentionalen Vokabular, mit dem wir unsere eigenen mentalen Prozesse beschreiben – nicht nur aus der Perspektive der dritten Person, sondern auch aus der Perspektive der ersten Person. Wir *haben* Ziele, und wir *verfolgen* diese Ziele in unseren Handlungen. Die Ziele, die wir verfolgen, sind *unsere* Ziele: Sie sind als mentale Inhalte in unser bewusstes Selbst integriert. *Wir selbst* sind es nämlich, die Ziele ausbilden, die dem entsprechen, was wir wollen bzw. nicht wollen.

Diese erlebnisbasierten Intuitionen sind so mächtig, dass wir uns nur schwer dagegen wehren können, auch das Verhalten von Systemen, die wir nur von außen beobachten, mit dem gleichen intentionalen Vokabular zu rekonstruieren, das wir auf unser Erleben anwenden. Im Grunde glauben wir nämlich, dass Brieftaube und Katze Ziele im selben Sinne *haben* und *verfolgen* wie wir selbst. Und wenn wir verstehen wollen, warum das Huhn über die Straße läuft, begnügen wir uns meist nicht mit der bloßen Angabe eines *Verhaltensziels* («um die andere Seite zu erreichen»), sondern unterstellen darüber hinaus ein *Erlebnisziel* in Form einer bewussten Absicht («weil es auf die andere Seite kommen will»). Mit anderen Worten: Wir können nicht umhin, uns fremde Systeme so vorzustellen, wie wir uns selbst wahrnehmen und verstehen.

Erklärungsbegriffe

Streng genommen sagen Beschreibungsbegriffe nichts darüber aus, wie die Ziele, die in Verhalten und Erleben zu beobachten sind,

zustande kommen und wie sie wirken. Wie müssen also Systeme beschaffen sein, damit sie zielgerichtetes Verhalten an den Tag legen können und/oder ihr Verhalten und Erleben als zielgerichtet verstehen können?

Zur Beantwortung dieser Fragen bieten psychologische Theorien zwei Antworten an, die mit unterschiedlichen Erklärungsbegriffen operieren. Die eine führt das Verfolgen von Zielen auf *prozedurale Routinen* zurück, die sich in (langfristigen) Lernprozessen als erfolgreich erwiesen haben, die andere dagegen auf *deklarative Repräsentationen*, die sich in (kurzfristigen) Motivationsprozessen durchgesetzt haben. Die erste Antwort erklärt das Wirken von Zielen in Verhalten und Erleben durch Prozesse, die selbst gar nicht zielgerichtet operieren. Ziele kommen hier nur in der Beschreibung vor, aber nicht in der Erklärung. Die zweite Antwort stellt dagegen dem Beschreibungsbegriff einen ganz ähnlichen Erklärungs-begriff gegenüber: Ziele in Verhalten und Erleben werden zurückgeführt auf die Wirksamkeit von Zielrepräsentationen in den zugrunde liegenden Funktionsarchitekturen.

Prozedurale Routinen: Die erste Form der Zielerreichung beruht auf der Tätigkeit von Reglern, die ihre Arbeit tun. Solche Regelsysteme können fest eingebaut sein, oder sie werden durch individuelle Erfahrung erzeugt. In beiden Fällen beruhen sie auf erfolgsgesteuerten Lernprozessen, die sich zuvor abgespielt haben – entweder im phylogenetischen oder im ontogenetischen Maßstab. Phylogenetisches Lernen führt zu »angeborenen« Regelsystemen, ontogenetisches Lernen dagegen zu Regelsystemen, die wir als »erworben« bezeichnen.

In jedem Fall sorgen die Regler dafür, dass bestimmte Klassen von Vorgängen in der Außenwelt mit bestimmten Klassen von Systemaktionen beantwortet werden – und zwar solchen Aktionen, von denen das System phylogenetisch oder ontogenetisch gelernt hat, dass sie geeignet sind, die Situation im Sinn seiner aktuellen Bedürfnislage positiv zu verändern. Was dann von außen als zielgerichtetes Verhalten erscheint, wird von innen durch Regelsysteme gesteuert, in deren Funktionsarchitektur explizite Repräsentationen dieser Ziele überhaupt nicht vorkommen. Instinkttheorien sprechen niemals von expliziten Zielrepräsentationen, sondern von Verhaltenssegmenten, die durch bestimmte Schlüsselreize ausgelöst und gesteuert werden. Wenn Tinbergens Stichlinge balzen und lai-

chen, spulen sie eine koordinierte Kette von reizgetriebenen Reaktionen ab, die sich im phylogenetischen Maßstab als erfolgreich erwiesen hat. Entsprechendes gilt für Lerntheorien. Auch Lerntheorien reden niemals von expliziten Zielrepräsentationen, sondern vom Erwerb von Fertigkeiten durch positive oder negative Handlungskonsequenzen. Wenn Thorndikes Katzen schließlich lernen, wie sie dem Käfig entkommen können, haben sie eine Fertigkeit erworben, die zu positiven Handlungskonsequenzen führt.²

Ziele und die Fähigkeit zu ihrer Realisierung sind in den Funktionsarchitekturen, die instinktiv gesteuertem oder gelerntem Verhalten zugrunde liegen, allenfalls implizit implementiert, nicht aber explizit repräsentiert. Das Erreichen von Zielen ist gewissermaßen eine emergente Eigenschaft von Prozessen, die auf diesen Architekturen laufen: Ziele werden *erreicht*, ohne dass da jemand wäre, der sie *hat* oder *verfolgt*.

Deklarative Zielrepräsentationen: Anders liegen die Dinge in Theorien, die das Erreichen von Zielen (Beschreibung) auf die Wirksamkeit expliziter Repräsentationen ebendieser Ziele zurückführen (Erklärung) – die also annehmen, dass Personen oder Systeme Ziele kraft der Tatsache erreichen, dass sie explizite Vorstellungen dieser Ziele *haben* und *verfolgen*. Ziele *haben* bedeutet dabei, dass explizite Repräsentationen von Zielen ausgebildet sind. Ziele *verfolgen* bedeutet, dass diese Zielrepräsentationen die Auswahl und Steuerung der zielführenden Handlungen beeinflussen.

Die Idee, dass menschliches Handeln u. a. durch explizite Zielrepräsentationen gesteuert wird, ist tief in unseren alltagspsychologischen Vorstellungen verwurzelt. Ziele gelten hier als eine spezifische Klasse von mentalen Inhalten. Zielrepräsentationen oder Zielvorstellungen beziehen sich auf solche Ereignisse und Sachverhalte, die Personen wünschen und anstreben und die sie durch geeignete Handlungen zu realisieren versuchen.

Dies gilt aber nicht nur für die Alltagspsychologie, sondern auch für wissenschaftliche Motivations- und Volitionstheorien. Auch in diesen Theorien sind Zielrepräsentationen zentrale Bestandteile von Handlungsabsichten oder Intentionen. Von Intentionen ist

2 Vgl. Thorndike (1911); Tinbergen (1953) – Der von Thorndike beschriebene Mechanismus des Lernens durch Versuch und Irrtum kann als das ontogenetische Gegenstück zu dem von Darwin beschriebenen Mechanismus der phylogenetischen Entwicklung durch Variation und Selektion verstanden werden.